MATTHIAS DORNFELD

Hoba!

21. September – 11. November 2012

„Hoba!“ ist das Zauberwort, das Matthias Dornfeld ermöglichte, während eines Sommers im norwegischen Gebirge allabendlich eine Ziegenherde zur Heimkehr zu bewegen. Einzig dieser Signalruf motivierte die halbwilden Tiere zum Gruppen-Galopp – ein Alm-Abtrieb, der sich dem Maler als archaisches Erlebnis entfesselter, und dennoch gebündelter Energie einprägte.
Als Titel der Ausstellung bezeichnet „Hoba!“ ebenfalls das Ergebnis eines Zusammenrufens disparater Elemente zu nicht weniger archaischen Bildern.

Zu- und Abwendung, Kontakt und Rückzug, Präsenz und Absenz – einem Maler des 19. Jh. war die Darstellung dieses Grundbestandteils zwischenmenschlicher Beziehungen nur unter der Bedingung gestattet, dass er diesen Aspekt der condition humana mit Requisiten ausstaffierte, die seine handwerkliche Virtuosität bewiesen. So begegnen wir in Manets *La bar aux Folies-Bergères* dem abgewandten Blick im uns zugewandten Gesicht inmitten des abwechslungsreichen Treibens eines Lokals.
Anders als Matthias Dornfelds Darstellung dieser vermeintlichen Nähe und tatsächlichen Ferne des Gegenübers, treten wir in Manets Fassung selbst in Erscheinung: In der rechten Ecke spiegelt sich der Betrachter, der mit sehnsüchtigen Augen den ausweichenden Blick im verschlossenen Gesicht sucht.
Ganz wie Manets Protagonistin oszillieren auch Dornfelds Figuren zwischen frontaler Zuwendung bei gleichzeitig unüberwindbarer Trennung. Letztere entsteht zum einen durch die Maskenhaftigkeit, die das gelegentlich archaische Lächeln noch steigert: Unnahbare Gesichter mit undurchdringlichen Blicken. Tatsächlich wirken die Augen wie hinter Einwegspiegeln - sie fixieren uns, ohne etwas von sich preiszugeben. Zum anderen verdankt sich das Gefühl der Zurückweisung materiellen Barrieren, die sich zwischen uns und das Gegenüber schieben: Massive Flächen, wie sie uns schon als Gäste in Manets Bar auf Abstand hielten, und horizontale Streifen. Letztere drängen die zentrale Gestalt in den Hintergrund, oder hindern uns daran, Zeichen auf einer gelben Fläche zum Dekor einer Vase zu erklären.
Zudem wird die traditionsreiche Interpretation „Vase“ – Inbegriff Form gewordener Leere - durch nachdrückliche Verweise auf ihre eigentliche Natur konterkariert: Ceci n'est pas un vase. Farbrinnsale und schattenlose Flächigkeit relativieren gegenständliche Lesweisen und lassen weitere Assoziation zu: Augen, deren Blicke von besagten Streifen durchkreuzt werden, oder Schild – die Abwehrwaffe aller Annäherungsversuche schlechthin?

Jegliches wiedererkennende Sehen wird unterbunden durch Verweise auf die Materialität des Gemäldes: Eine dunkle Umrandung erinnert uns, dass es sich um ein begrenzte Fläche anstelle eines Fensters zur Welt handelt. Tropfen und Spritzer dokumentieren spontane, der pastose Farbauftrag hingegen zeitaufwändige Prozesse. Eine Aureole bunter Kringel erlaubt den Blick in die Vergangenheit all der Arbeiten, in denen solch spielerisches Formenfinden unter vielfach gemischten Flächen verschwunden ist. Auch die mit mehreren Schichten heller Farbe bedeckten Flächen lassen vorhergehende Zustände ahnen und bekräftigen den Unterschied zwischen der Leere der unbehandelten Leinwand einerseits, und der hellen Farbe als Endstufe einer langwierigen Entwicklung andererseits.

Dargestellt sind zur Projektion freigegebene und dennoch seltsam eindringliche Leerstellen. Markierungen anstelle von Körpern, Konturen statt Volumen, Zeichen statt Eigenschaften.
Die Konzentration auf wenige Fragmente verleiht den Kürzeln überindividuelle Gültigkeit. Dornfelds Figuren sind weniger Bildnis als These: Lange Hälse trennen Kopf und Körper, Denken und Handeln, machen den Leib zum Sockel des Geistes – nicht mehr, nicht weniger.
Fehlende Hände verurteilen zum Nicht-Hand-eln. Die vermeintliche Passivität gilt in manchen Kulturen als spirituelle Errungenschaft, durch die Gottheiten Freiheit von menschlichem Aktionismus beweisen.
Ohne Beine scheinen die Figuren unbeweglich – oder unbewegt? Während Unbeweglichkeit, ähnlich wie das zuvor erwähnte Nicht-Tun als Ausdruck der Zeitlosigkeit gilt, deutet Unbewegtheit innere Stärke an. Starre wird Stabilität.

Für den Maler sind derartige Auslegungen von begrenztem Interesse, dienen ihm die Sujets doch lediglich als Anlass zum freien Spiel der gestalterischen Mittel. Die Verwendung visueller Schemata – Büste, Gruppe, Stillleben - gestatten ihm das Eintauchen in einen ergebnisoffenen Prozess, bei dem alles eintreten darf bis auf eins: Vorhersehbarkeit.
Schleicht sich Routine ein - der Impuls, Gelungenes zu wiederholen, Virtuosität zur Schau zu stellen – besinnt sich Dornfeld auf eine kunstgeschichtlich bewährte Methode der Bildstörung: den kontrollierten Zufall. Eine solche Öffnung für unwillkürliche Impulse hilft ihm, sich wieder selbst zu überraschen – um nach einer Weile die wild gewordenen Vorgänge mit energischem „Hoba!“ zum Gemälde zusammenzuführen.

Text: Charlotte Lindenberg